





Jussi Adler-Olsen

# Erbarmen

Thriller

Aus dem Dänischen  
von Hannes Thies

Deutscher Taschenbuch Verlag

*Hanne Adler-Olsen gewidmet.  
Ohne sie würde die Quelle versiegen.*



Mix  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-001298  
[www.fsc.org](http://www.fsc.org)  
© 1996 Forest Stewardship Council

Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den  
Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten  
Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Deutsche Erstausgabe

Oktober 2009

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

© 2008 Jussi Adler-Olsen/J. P./Politikens Forlagshus A/S, Kopenhagen

Titel der dänischen Originalausgabe: »Kvinden i buret«

© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk und Brumshagen

Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung, Stephanie Weischer

unter Verwendung eines Fotos von Arcangel Images/Mohamad Itani

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Aldus 10,25/13

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Druck auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24751-1

Als die Eimer zum einhundertneunzehnten Mal ausgetauscht wurden, ging plötzlich das Licht an. Eine Explosion aus weißer Sonne knallte ihr entgegen und ließ sie mit fest zusammengekniffenen Augen rückwärts taumeln. Die Tränen liefen ihr über die Wangen. Es war ein Gefühl, als bombardierte das Licht ihre Netzhaut. Schmerzimpulse wurden in Wellen ins Gehirn gesandt. Sie konnte nichts anderes tun, als auf die Knie zu sinken und sich die Augen zuzuhalten.

In den darauffolgenden Stunden begann sie, langsam den Griff um ihr Gesicht zu lockern und die Augen ein bisschen zu öffnen. Das Licht war noch immer überwältigend. Die Angst, ihr Augenlicht längst eingebüßt zu haben oder es jetzt zu verlieren, wenn sie sich zu schnell umstellte, hielt sie zurück. Und so saß sie auf dem Boden, als die Stimme der Frau zum zweiten Mal Schockwellen durch ihren Körper sandte. Sie reagierte auf den Ton wie ein Messinstrument, das zu kräftig ausschlägt. Mit jedem Wort zuckte ein Stoß durch sie hindurch. Und die Worte waren entsetzlich.

»Herzlichen Glückwunsch zu deinem Geburtstag, Merete. Gratulation zu zweiunddreißig Jahren. Ja, heute ist der 6. Juli. Du hockst jetzt hier seit hundertsechszwanzig Tagen, und das ist unser Geburtstagsgeschenk: Das Licht wird von nun an ein Jahr lang eingeschaltet bleiben. Es sei denn, du kannst uns diese eine Frage beantworten: Warum haben wir dich in dieses Verlies gesperrt?«

»Oh Gott, nein! Das können Sie mir nicht antun«, stöhnte sie. »Warum tun Sie mir das alles an?« Sie stand auf, hielt sich die Hände vor die Augen. »Wenn Sie mich töten wollen, dann tun Sie es jetzt«, schrie sie.

Die Frauenstimme war eiskalt. Etwas tiefer vielleicht als beim letzten Mal. »Ruhig, Merete. Wir wollen dich nicht töten. Wir wollen dir im Gegenteil Gelegenheit geben, zu verhindern, dass es für dich immer schlimmer wird. Du musst nur deine eigene Frage beantworten: Warum halten wir dich wie ein Tier in einem Käfig? Die Antwort musst du selbst finden, Merete.«

Sie legte den Kopf in den Nacken. Was war das hier für ein Albtraum? Selbst wenn sie die Kraft zum Sprechen gehabt hätte – vielleicht sollte sie besser schweigen. Sich in eine Ecke setzen und sie reden lassen, was sie wollten.

»Du musst antworten, Merete, sonst bist du selbst schuld daran, wenn es immer schlimmer wird für dich.«

»Ich weiß doch nicht, was Sie von mir hören wollen! Geht es um die Politik? Geht es Ihnen um Geld? Ich weiß es doch nicht, Herrgott. Sagen Sie es mir!«

Die Stimme unter dem schwachen Krächzen wurde noch kälter. »Du hast die Probe leider nicht bestanden, Merete. Darum ist nun die Strafe fällig. Sie ist nicht so hart, du wirst sie leicht bewältigen.«

»Oh Gott, ich glaube das alles nicht«, schluchzte Merete und sank auf die Knie.

Da hörte sie, wie das wohlbekannte Zischeln von der Schleuse zu einem flüsternden Pfeifen wurde. Auf der Stelle spürte sie, wie die laue Luft von draußen zu ihr hereinströmte. Sie duftete nach Getreide und Ackerboden und grünem Gras. Das sollte eine Strafe sein?

»Wir erhöhen lediglich den Luftdruck in deiner Kammer auf zwei bar Überdruck. Dann müssen wir sehen, ob du in einem Jahr schlauer bist. Wir wissen nicht genau, welchen maximalen Luftdruck der menschliche Organismus aushält. Aber das finden wir mit der Zeit schon gemeinsam heraus.«

»Lieber Gott«, flüsterte Merete, als sie den Druck auf den Ohren spürte. »Lass das alles nicht wahr sein. Bitte, lass es einfach nicht wahr sein.«

»Bedrückt dich die Lynggaard-Geschichte, Carl?« Morten sammelte die letzten Flaschen ein. Er ging nie nach unten, ehe nicht die Küche wieder blitzblank war. Er kannte seine Pflichten und seine eigenen Grenzen. Wenn also etwas in Ordnung gebracht werden musste, dann hier und jetzt.

»Ich denke vor allem an Hardy. Der Fall Lynggaard beschäf-

tigt mich gar nicht so sehr. Die Spuren sind inzwischen kalt, und kein Schwein interessiert sich noch einen Dreck dafür. Inklusive meiner Wenigkeit.«

»Ja, aber der Fall ist doch aufgeklärt, oder?«, nuschelte Morten. »Ist die nicht ertrunken? Was kann man denn da noch rausfinden?«

»Hmm. Also ich frage mich schon, warum sie ertrunken sein soll. Es gab an dem Tag weder Sturm noch hohe Wellen, und sie war allem Anschein nach gesund. Ihre wirtschaftliche Situation war in Ordnung, sie sah gut aus. Alles deutete darauf hin, dass sie eine glänzende Karriere vor sich hatte. Vielleicht war sie ein bisschen einsam, aber früher oder später hätte sich das doch sicher auch noch gefügt.«

Er schüttelte den Kopf. Wem versuchte er da eigentlich etwas vorzumachen? Sich selbst? Natürlich interessierte ihn die Sache! Alle Fälle, bei denen sich die Fragen dermaßen auf türmten, interessierten ihn.

Er zündete sich eine Zigarette an und griff nach einer Dose Bier, die ein Gast zwar geöffnet, aber nicht getrunken hatte. Das Bier war lau und schmeckte schon ein bisschen schal.

»Was mich daran am meisten irritiert, ist ihre Intelligenz. Mit Opfern, die so klug sind wie sie, ist es immer schwer. Wenn ich das richtig sehe, hatte sie doch gar keinen Grund, sich umzubringen. Keine offensichtlichen Feinde. Ihr Bruder liebte sie. Warum also verschwand sie? Würdest du, Morten Holland, mit diesem Hintergrund vielleicht in die Fluten springen?«

Der sah Carl mit roten Augen an. »Carl. Es war ein Unglück. Ist dir etwa noch nie schwindlig geworden, wenn du dich über die Reling gebeugt und ins Wasser gestarrt hast? Und falls es doch Mord gewesen sein sollte, dann war es ihr Bruder. Oder irgendwas Politisches. Wenn du mich fragst. Sollte ausgerechnet eine zukünftige Parteivorsitzende der Demokraten, die noch dazu so phantastisch aussieht, etwa keine Feinde haben?« Er nickte schwerfällig, bekam fast den Kopf nicht wieder

hoch. »Alle haben sie gehasst, siehst du das denn nicht? Alle in ihrer eigenen Partei, an denen sie vorbeizog. Und in den Regierungsparteien. Glaubst du etwa, der Staatsminister und seine Vasallen waren scharf drauf zuzusehen, wie diese Powerfrau sich im Fernsehen produzierte? Und sie, diese verschnarchten Säcke, vorführte? Da sahen doch alle alt aus. Du sagst ja selbst, sie wäre so ein helles Köpfchen gewesen.« Er wrang den Wischlappen aus und hängte ihn über den Wasserhahn.

»Alle wussten doch, dass sie bei der nächsten Wahl beste Chancen haben würde. Sie zog die Wähler an, und sie stand für viele Stimmen.« Er spuckte in die Spüle. »Das sag ich dir, nächstes Mal trinke ich nichts von diesem Retsina. Wo zum Teufel kaufen die eigentlich das Zeugs? Man bekommt davon ja einen total trockenen Hals.«

»Also Carl. Die ganze Zeit gehe ich herum und denke. Carl, ich finde, wir sollten mit dem Fall weitermachen.« Assad hatte bereits einen duftenden Becher Kaffee vor ihn auf den Schreibtisch gestellt. Neben den Akten lagen auf dem Einwickelpapier ein paar süße Kuchenstücke. Offenbar startete er gerade eine Charmeoffensive. Jedenfalls hatte er in Carls Büro aufgeräumt. Etliche Aktenmappen lagen ordentlich aufgereiht auf seinem Schreibtisch, es wirkte fast, als sollte man sie in einer bestimmten Reihenfolge lesen. Er musste schon seit sechs Uhr hier sein.

»Was sind das für Papiere, die du mir hier hingelegt hast?«

»Ja, also – das sind Kontoauszüge von der Bank. Die erzählen, was Merete Lynggaard in den letzten Wochen abgehoben hat. Aber da steht gar nichts von einem Essen in einem Restaurant.«

»Vielleicht hat man sie eingeladen, Assad. Das ist nicht ungewöhnlich, dass schöne Frauen bei solchen Gelegenheiten billig davonkommen.«

»Ja genau, Carl. Clever. Jemand hat für sie bezahlt. Ich glaube, ein Politiker. Oder vielleicht ein Geliebter.«

»Sicher. Aber den zu finden wird nicht leicht sein.«

»Das weiß ich doch, Carl. Es ist fünf Jahre her.« Er tippte auf ein anderes Blatt Papier. »Das hier ist die Übersicht der Sachen, die die Polizei aus ihrer Wohnung mitgenommen hat. Ich sehe da keinen Kalender, von dem ihre neue Assistentin erzählt hat, nein. Vielleicht liegt ein Kalender in Christiansborg, und man kann darin sehen, mit wem sie essen gehen wollte.«

»Assad, sie hatte ihren Kalender bestimmt in der Handtasche. Und die verschwand doch zusammen mit ihr, oder etwa nicht?«

Er nickte, und es war deutlich zu sehen, dass er sauer war.

»Ja also, Carl. Dann können wir vielleicht ihre neue Assistentin fragen. Hier ist eine Abschreibung von der Erklärung, die sie abgegeben hat. Sie hat damals nichts davon gesagt, dass Merete zum Essen verabredet war. Deshalb glaube ich, wir fragen sie besser mal.«

»Das heißt Abschrift, Assad. Nicht Abschreibung. Das ist doch fünf Jahre her. Wenn sie sich damals nicht daran erinnern konnte, kann sie es heute bestimmt auch nicht.«

»Okay. Aber hier steht doch, dass sie sich an ein Telegramm erinnern kann, das Merete Lynggaard um den Valentinstag herum bekommen hat. So etwas kann man doch gut verfolgen, oder?«

»Das Telegramm existiert nicht mehr, und das genaue Datum haben wir auch nicht. Wenn man nicht mal die Firma weiß, die das auslieferte, wird es schwierig.«

»Das kam von TelegramsOnline.«

Carl sah ihn an. Steckte ein goldener Kern in diesem Kerl? Solange er grüne Gummihandschuhe trug, war das schwer vorstellbar. »Woher weißt du das denn, Assad?«

»Schau mal.« Er deutete auf die Abschrift der Erklärung. »Die Assistentin konnte sich erinnern, dass auf dem Telegramm *Love & Kisses for Merete* aufgedruckt stand und dass da auch zwei Lippen waren. Zwei rote Lippen.«

»Und?«

»Ja, dann ist das ein TelegramsOnline-Telegramm. Die dru-

cken den Namen aufs Telegramm. Und die haben zwei rote Lippen.«

»Das will ich sehen.«

Assad drückte bei Carls Computer auf die Leertaste. Sofort verschwand der Bildschirmschoner, und die Homepage von TelegramsOnline erschien auf dem Monitor. Ja, da war das Logo, genau wie Assad gesagt hatte.

»Okay. Und du bist sicher, dass es nur von dieser Firma solche Telegramme gibt?«

»Ganz sicher.«

»Aber dann ist da immer noch das Datum. War es vor oder nach dem Valentinstag? Und wer hat es bestellt?«

»Wir können bei der Firma doch fragen, ob sie registriert haben, wann ein Telegramm ins Christiansborg-Schloss geliefert wurde.«

»Das wurde im Zuge der Ermittlungen damals doch alles gemacht, oder?«

»Nein, davon steht nichts in der Akte. Aber vielleicht hast du etwas anderes gelesen?« Assad lächelte, schon wieder etwas angesäuert.

»Okay Assad. Sieh zu, dass du's herausfindest. Du kannst bei der Firma nachfragen. Das ist doch genau die richtige Aufgabe für dich. Ich habe im Moment zu tun, also ruf doch von deinem eigenen Büro aus an.«

Er klopfte ihm auf die Schulter und bugsierte ihn aus seinem Büro. Sofort schloss er die Tür, zündete sich eine Zigarette an, nahm den Lynggaard-Aktenordner, ließ sich in seinen Stuhl fallen und legte die Beine über die Ecke des Schreibtischs.

Dann musste er sich wohl mal in die Sache hineinvertiefen.

Blöde Geschichte. Keinerlei Konsistenz. Ein einziges Herumgestochere im Nebel, keine klare Linie. Kurz gesagt: Es fehlte an tragfähigen Theorien. Es gab kein Motiv. Wenn es Selbstmord war, warum? Man wusste einzig und allein, dass ihr Wagen als

Letzter auf dem Autodeck stand und Merete Lynggaard verschwunden war.

Dann war den Ermittlern auf einmal aufgefallen, dass Merete nicht allein unterwegs gewesen war. Aus Zeugenaussagen ging hervor, dass sie sich auf dem Sonnendeck mit einem jungen Mann gestritten hatte. Das dokumentierte das Foto eines älteren Ehepaars. Sie hatten privat eine Einkaufstour nach Heiligenhafen gemacht und dabei zufällig das Foto geschossen. Das Foto wurde veröffentlicht, und da meldete sich bei der Polizei ein Mitarbeiter der Gemeindeverwaltung von Store Heddinge und erklärte, bei dem jungen Mann handele es sich um Uffe Lynggaard, Meretes Bruder.

Carl konnte sich noch gut daran erinnern. Denn die Polizisten, die die Existenz dieses Bruders übersehen hatten, erhielten einen ziemlichen Rüffel.

Und dann kamen immer wieder neue Fragen auf. Wenn das der Bruder war, weshalb hatten sie sich gestritten? Und wo war dieser Bruder überhaupt?

Zuerst glaubte man, auch Uffe sei über Bord gegangen. Aber ein paar Tage später fand man ihn auf Fehmarn, verwirrt und in völlig desolatem Zustand. Er war offenbar tagelang über die Insel geirrt. Ein aufmerksamer deutscher Polizist aus Oldenburg identifizierte ihn. Wie Uffe Lynggaard überhaupt so weit gekommen war, wurde nie geklärt. Er selbst hatte ja nichts dazu beizutragen. Falls er etwas wusste, so behielt er es für sich.

Dass Uffe Lynggaard in der Folge dermaßen harsch behandelt wurde, zeigte vor allem, wie sehr die Kollegen unter Druck gestanden hatten.

Carl hörte sich einige der Tonbandaufnahmen der Verhöre an: Uffe hatte geschwiegen wie ein Grab. Sie hatten alles Mögliche versucht. Sie hatten »good cop« gespielt – keine Reaktion. Sie hatten »bad cop« gespielt – nichts. Nichts hatte gewirkt. Zwei Psychiater hatte man herangezogen. Später einen Psychologen aus Farum, der auf diese Art der Behinderung spezialisiert war,

ja sogar Karen Mortensen, eine Sozialarbeiterin aus der Gemeinde Stevns, hatte man geholt, um ihn auszufragen.

Üble Geschichte.

Die dänischen und die deutschen Behörden hatten dafür gesorgt, dass das Fahrwasser durchsucht wurde. Die Marine-taucher hatten ihre Übungen in das Gebiet verlegt. Eine Wasserleiche wurde erst auf Eis gelegt und anschließend obduziert. Fehlanzeige. Die Fischer wurden benachrichtigt, besonders aufmerksam auf im Wasser treibende Objekte zu achten. Kleidungsstücke, Taschen, alles. Aber niemand fand etwas, das sich mit Merete Lynggaard in Verbindung bringen ließ.

Die Medien stiegen damals voll auf die Sache ein. Merete Lynggaards Verschwinden lieferte fast einen Monat lang Material für die erste Seite. Alte Fotos wurden ausgekratzt und veröffentlicht, von einem Schulausflug, wo Merete in einem engen Badeanzug posierte; die exzellenten Noten, die sie bei ihrem Universitätsstudium erreichte, wurden abgedruckt und von sogenannten Lifestyle-Experten analysiert. Selbst an sich seriöse Journalisten begannen irgendwann, sich an den Spekulationen um ihre sexuelle Ausrichtung zu beteiligen. Und den Schmierfinken der Boulevardblätter lieferte in erster Linie die Existenz von Uffe Stoff für miese Spekulationen.

Es gab nicht wenige Kollegen von Merete Lynggaard, die sich daran beteiligten und die Gerüchteküche befeuerten: dass es da in ihrem Privatleben etwas gab, das sie verbergen wollte. Man konnte natürlich nicht ahnen, dass es ein behinderter Bruder war. Selbst als das Interesse an der Geschichte bereits abebbte, brachten die Zeitungen auf den ersten Seiten alte Fotos von dem Autounfall, bei dem ihre Eltern umkamen und der zu Uffes Behinderung geführt hatte. Alles wurde ans Licht gezerrt. Zu Lebzeiten war Merete Lynggaard ein begehrter Stoff gewesen, und noch im Tod war sie es geblieben. Die Moderatoren des Frühstücksfernsehens hatten Mühe, ihre Begeisterung zu verbergen. Ein verärgertes Prinzzemahl oder der übertriebene Rotweinkonsum eines Vorortbürgermeisters – da

war eine ertrunkene Parlamentsabgeordnete doch was ganz anderes.

Man veröffentliche sogar Fotos vom Doppelbett in Merete Lynggaards Haus. Von wem die stammten, erfuhr man nicht. Und die Schlagzeilen waren übel: Hatten die beiden Geschwister etwas miteinander? Warum sonst gab es in dem großen Haus nur das eine Bett? War das der Grund für ihren Tod? Jeder halbwegs vernunftbegabte Mensch musste das doch wohl merkwürdig finden.

Als sich die Geschichte nicht mehr weiter ausschlichten ließ, begannen die Spekulationen um die Freilassung Uffe Lynggaards. War die Polizei zu hart und rücksichtslos vorgegangen? Oder war der Kerl zu leicht davongekommen? Hatte das Rechtssystem versagt? Später hechelte die Presse noch die Unterbringung Uffes in Egely durch. Bis der Spuk vorbei war. In der Sauregurkenzeit des Sommers 2002 ging es dann endlich wieder um Regen und Hitze und die Geburt eines Prinzen und die Fußballweltmeisterschaft.

Doch, ja, die dänische Presse wusste, was die Leser interessierte. Merete Lynggaard war Schnee von gestern.

Sechs Monate später wurden schließlich auch die polizeilichen Ermittlungen eingestellt. Es gab jede Menge anderes zu tun.

Carl nahm sich zwei Bogen Papier und schrieb mit Kugelschreiber auf den einen:

Verdächtig:

- 1) Uffe
- 2) Unbekannter Postbote. Brief bezüglich Berlin
- 3) Mann/Frau aus dem Café Bankerådt
- 4) »Kollegen« in Christiansborg
- 5) Raubmord nach Überfall. Wie viel Bargeld war in der Tasche?
- 6) Sexualdelikt

Auf den zweiten Bogen schrieb er:

Überprüfen:

Uffes Sachbearbeiterin in der Gemeinde Stevns

Telegramm

Assistentinnen in Christiansborg

Zeugen auf der Fähre »Schleswig-Holstein«

Nachdem er seine Notizen eine Weile nachdenklich betrachtet hatte, fügte er auf Blatt zwei unten hinzu:

Pflegefamilie nach dem Unfall / alte Kommilitonen. Neigte sie zu Depressionen? War sie schwanger? Verliebt?

Als er den Aktenordner zuklappte, kam ein Anruf aus dem Kommissariat. Marcus Jacobsen ließ bitten. Er sollte nach oben in den Konferenzraum kommen.

Carl nickte Assad zu, als er an dessen winzigem Büro vorbeiging. Der klebte an seinem Telefon, wirkte konzentriert und sehr ernst. Nicht wie sonst, wenn er mit seinen grünen Gummihandschuhen in der Tür stand. Er wirkte fast wie ein anderer Mensch.

Die Sekretärinnen ertranken in Arbeit. Lis saß mit dem Headset auf dem Kopf hinter ihrem Computer. Sie hämmerte auf die Tasten wie der Schlagzeuger einer Rockband. Carl hielt nach einer neuen Sekretärin mit dunklen Haaren Ausschau, aber auf keine passte Assads Beschreibung. Die Sørensen mit ihrem säuerlichen Gesichtsausdruck konnte er doch wohl nicht meinen.

»Lis, wir brauchen unten bei uns einen gescheiterten Fotokopierer«, sagte er, als sie breit lächelnd das Eindreschen auf die Tastatur unterbrach. »Kannst du das vielleicht heute Nachmittag organisieren? Ich weiß, dass die beim NEC einen übrig haben. Der ist noch nicht mal ausgepackt, hab ich gehört.«

»Ich sehe zu, was ich machen kann, Carl«, sagte sie. Damit war das erledigt.

Da sagte eine raue Stimme hinter ihm: »Ich bin mit Marcus Jacobsen verabredet.« Er drehte sich um und stand einer Frau gegenüber, die er nicht kannte. Braune Augen. Die tollsten braunen Augen, die er je gesehen hatte. Carl spürte ein Ziehen im Zwerchfell. Dann wandte sich die Frau den Sekretärinnen zu.

»Sind Sie Mona Ibsen?«, fragte die Sørensen.

»Ja.«

»Gehen Sie ruhig rein.«

Die beiden Frauen lächelten sich an. Mona Ibsen trat einen Schritt zurück. Frau Sørensen stand auf, um ihr den Weg zu zeigen. Carl presste die Lippen zusammen und sah sie den Flur entlanggehen. Sie trug einen Pelz, so kurz, dass gerade noch das untere Ende ihres Hinterns rausschaute. Verheißungsvoll, aber allem Anschein nach keine ganz junge Frau. Warum zum Teufel hatte er von ihrem Gesicht nur die Augen gesehen?

»Mona Ibsen, wer ist das?«, fragte er Lis so beiläufig wie möglich. »Irgendwas mit dem Fahrradmord?«

»Nein, sie ist unsere neue Psychologin, spezialisiert auf Krisenintervention. Sie arbeitet in Zukunft für alle Dezernate hier im Gård.«

»Ach, tatsächlich?« Er merkte selbst, wie idiotisch das klang.

Er versuchte das Gefühl im Zwerchfell zu ignorieren, ging zu Jacobsens Büro und trat, ohne anzuklopfen, ein. Wenn er sich schon einen Rüffel einhandelte, dann für einen guten Zweck.

»Entschuldige, Marcus«, sagte er. »Ich wusste nicht, dass du Besuch hast.«

Sie saß so, dass er sie von der Seite sah. Weiche Haut und Falten in den Mundwinkeln, die eher Lächeln als Trübsinn andeuteten.

»Ich kann später wiederkommen, entschuldige bitte die Störung.«

Angesichts von so viel Unterwürfigkeit drehte sie sich um und sah ihn an. Sie hatte die fünfzig eindeutig überschritten. Ihr

Mund war schön, volle Lippen, sie lächelte leicht. Und ihm war plötzlich, als bekäme er verdammt weiche Knie.

»Carl, was ist denn?«, fragte Marcus.

»Ich wollte nur sagen, dass ihr Annelise Kvist fragen solltet, ob sie auch mit dem Mörder ein Verhältnis hatte.«

»Hatte sie nicht, Carl.«

»Nein? Okay. Aber ich finde, ihr solltet sie fragen, was der Mörder so macht. Nicht wer er ist, sondern was er macht.«

»Das haben wir natürlich schon getan, aber sie sagt nichts. Du meinst, es könnte sich um ein Arbeitsverhältnis handeln?«

»Vielleicht, vielleicht nicht. Auf jeden Fall ist sie kraft seiner Arbeit von dem Mann abhängig.«

Jacobsen nickte. Erst wenn die Zeugin und ihre Familie an einem sicheren Ort untergebracht waren, würden sie sie erneut befragen.

Immerhin: Carl hatte diese Mona Ibsen zu Gesicht bekommen. Verdammt tolle Frau für eine Psychologin.

»Das war's schon«, sagte er und lächelte so breit und entspannt und viril wie noch nie, aber es kam kein Echo.

Er fasste sich unwillkürlich an die Brust, es tat auf einmal direkt unter dem Brustbein weh. Verdammt unangenehmes Gefühl. Fast so, als hätte er Luft verschluckt.

»Carl, bist du okay?«, fragte sein Chef.

»Ja klar. Die letzten Nachwehen, du weißt schon. Ich bin okay.« Aber das stimmte nicht wirklich. Das Gefühl im Brustkorb war alles andere als gut.

»Ja, Mona, entschuldige. Darf ich dir Carl Mørck vorstellen? Du weißt doch! Vor einigen Monaten geriet er in diese Schießerei, bei der wir einen Kollegen verloren.«

Sie nickte ihm zu, während er sich gewaltig zusammenriss. Professionelles Interesse, natürlich. Aber besser als nichts.

»Carl, das ist Mona Ibsen. Sie ist unsere neue Krisenpsychologin. Vielleicht lernt ihr euch ja kennen. Wir würden uns sehr freuen, wenn einer unserer besten Kollegen bald wieder vollständig auf dem Posten wäre.«

Er ging einen Schritt auf sie zu und ergriff ihre Hand. Sich kennenlernen. Darauf kannst du wetten.

Das Gefühl in seinem Brustkorb war immer noch da, als er auf dem Weg in den Keller mit Assad zusammenstieß.

»Ich bin durch, Carl«, sagte er.

Carl bemühte sich, Mona Ibsens Bild zu verdrängen. Was nicht ganz leicht war.

»Womit?«, fragte er.

»Ich habe mindestens zehnmals bei TelegramsOnline angerufen und bin erst vor einer Viertelstunde durchgekommen«, sagte Assad, und Carl erinnerte sich wieder. »Vielleicht können sie uns bald sagen, wer Merete Lynggaard das Telegramm geschickt hat. Jedenfalls versuchen sie, es herauszufinden.«

2002

Schon nach kurzer Zeit hatte Merete sich an den Druck gewöhnt. Einige Tage ein leichtes Sausen in den Ohren, dann war es verschwunden. Nein, nicht der Druck war das Schlimmste.

Es war das Licht über ihr.

Ewiges Licht war hundertmal grausamer als ewige Dunkelheit. Das Licht legte schonungslos die Erbärmlichkeit ihres Lebens bloß. Ein eisig weißer Raum. Gräuliche Wände, scharfe Ecken. Die grauen Eimer, das farblose Essen. Das Licht brachte ihr die Hässlichkeit und die Kälte. Das Licht brachte ihr die endgültige Erkenntnis, dass sie diesen Panzer von einem Raum niemals würde verlassen können, dass auch die Schleuse unmöglich ein Fluchtweg war, dass diese Betonhöhle ihr Sarg und ihr Grab war. Jetzt konnte sie nicht mehr einfach die Augen schließen und wegdämmern, wenn ihr danach war. Das Licht bedrängte sie, es zwängte sich noch durch die geschlossenen

Augen. Nur wenn die Erschöpfung sie vollständig übermannte, konnte sie einschlafen.

Und die Zeit dehnte sich ins Unendliche.

Jeden Tag, wenn sie mit dem Essen fertig war und ihre Finger sauber geleckt hatte, starrte sie vor sich hin und rekapitulierte den Tag. »Heute ist der 27. Juli 2002. Ich bin zweiunddreißig Jahre und einundzwanzig Tage alt. Hier bin ich jetzt seit einhundredsiebenundvierzig Tagen. Ich heiße Merete Lynggaard, und mir geht es gut. Mein Bruder heißt Uffe, und er wurde am 10. Mai 1973 geboren«, so begann sie. Manchmal zählte sie auch die Namen ihrer Eltern und anderer Menschen auf. Sie dachte an jedem einzelnen Tag an sie. An sie und an viele andere Menschen und Dinge. Sie erinnerte sich an klare Morgenluft, an den Geruch anderer Menschen, an das Bellen eines Hundes. Diese Gedanken führten immer weiter, zu anderen Gedanken und führten sie hinaus aus diesem kalten Raum.

Früher oder später würde sie verrückt werden, das war ihr bewusst. Aber dann würde sie auch von den dunklen Gedanken wegkommen, den immer wiederkehrenden. Gegen die sie so hart ankämpfte. Noch war sie nicht bereit.

Deshalb hielt sie sich von den meterhohen Bullaugen fern, zu denen sie sich in der ersten Zeit vorgetastet hatte. Sie befanden sich etwa in Augenhöhe, und durch das verspiegelte Glas drang nichts von außen herein. Als Merete sich nach einigen Tagen an das Licht gewöhnt hatte, hob sie nur langsam und vorsichtig den Blick, aus Angst, von ihrem eigenen Spiegelbild überrumpelt zu werden. Doch nach und nach hatte sie den Blick aufwärts wandern lassen – bis sie schließlich ihrem Angesicht gegenüberstand. Der Anblick hatte ihr tief in der Seele wehgetan. Sie hatte die Augen für einen Moment schließen müssen, so grausam war der Eindruck. Nicht, weil sie wirklich so schlecht aussah, wie sie befürchtet hatte. Nein, nicht deshalb. Ja, das Haar war fettig und verfilzt und die Haut unendlich blass. Aber das war es nicht.

Ihr gegenüber stand ein Mensch, der verloren war. Das war

es. Ein Mensch, zum Sterben verurteilt. Eine Fremde – vollkommen allein in der Welt.

»Du bist Merete«, hatte sie laut gesagt und dabei gesehen, wie sie die Worte aussprach. »Ich stehe dort«, sagte sie dann, und sie wünschte, dass es nicht wahr sei. Sie hatte sich wie von ihrem Körper getrennt gefühlt, und doch war sie es, die dort stand. Wie sollte sie etwa nicht den Verstand verlieren?

Dann hatte sie sich von den Bullaugen abgewandt und war in die Hocke gegangen. Sie hatte zu singen versucht, aber als sie ihre Stimme hörte, klang die, als gehörte sie einem anderen Menschen. Da rollte sie sich auf dem Boden zusammen und sprach ein Gebet. Und als sie fertig war, betete sie noch einmal. Sie betete, bis sich ihre Seele aus diesem Zwischenzustand gelöst hatte und sie in eine Art Trance verfiel. Und sie ruhte sich aus in Träumen und Erinnerungen und gab sich das Versprechen, sich nie wieder vor diesen Spiegel zu stellen und sich selbst zu betrachten.

Mit der Zeit lernte sie die Signale ihres Körpers kennen und deuten. Wann das Essen verspätet war. Wann der Druck ein winziges bisschen schwankte, und wann sie am besten schlief.

Die Eimer wurden in sehr regelmäßigen Intervallen ausgetauscht. Sie hatte versucht, die Sekunden zu zählen, und zwar von dem Moment an, wo ihr der Magen erzählte, es sei an der Zeit, dass die Eimer kamen. Die Abweichung betrug höchstens eine halbe Stunde. Damit hatte sie ein zeitliches Raster, an dem sie sich orientieren konnte, vorausgesetzt, sie bekam immer einmal am Tag Essen.

Dieses Wissen war ein Trost und gleichzeitig ein Fluch. Ein Trost, weil sie so die Gewohnheiten und Rhythmen der Außenwelt assoziieren konnte und in Kontakt mit ihr blieb. Und ein Fluch aus genau demselben Grund. Draußen wurde es Sommer, Herbst, Winter – und hier war nichts. Sie stellte sich lauen Sommerregen vor. Wie der den Geruch und all das Würdelose von ihr einfach abwusch. Sie blickte in die Glut der großen Feuer zu

Sankt Johanni, und sie sah den Weihnachtsbaum in all seinem Glanz. Kein Tag verging ohne Gemütsregung. Sie kannte die Daten und erinnerte sich, was sie bedeuten konnten. Draußen in der Welt.

Und sie saß allein auf dem nackten Fußboden und zwang ihre Gedanken, sich auf das Leben dort draußen zu richten. Das war nicht leicht. Oft drohten die Gedanken ihr zu entgleiten, aber sie hielt sie fest im Griff. Jeder Tag bekam seine Bedeutung.

An dem Tag, an dem Uffe neunundzwanzig und ein halbes Jahr wurde, lehnte sie sich an die kalte Wand und stellte sich vor, sie striche ihm übers Haar, während sie ihm gratulierte. Sie wollte in Gedanken einen Kuchen backen und ihm den schicken. Zuerst musste sie alle Zutaten einkaufen. Sie würde den Mantel anziehen und den Herbststürmen trotzen. Und sie kaufte ein, wo sie Lust hatte. In der Delikatessenabteilung des Magasin. Sie nahm, was ihr gefiel. Nichts war an diesem Tag zu gut für Uffe.

Merete zählte die Tage, und sie grübelte endlos, was ihre Entführer wohl vorhatten und wer sie überhaupt waren. Manches Mal kam es ihr vor, als glitte ein schwacher Schatten über eine der verspiegelten Scheiben, und es schauderte sie. Sie bedeckte ihren Körper, wenn sie sich wusch. Stellte sich mit dem Rücken zu den Bullaugen, wenn sie ganz nackt war. Zog den Toiletten-eimer zwischen die beiden Bullaugen, sodass sie niemand sehen konnte, wenn sie sich setzte.

Denn sie waren da. Es würde keinen Sinn machen, wenn sie nicht da waren. Manchmal hatte sie mit ihnen geredet, aber nicht mehr so oft. Sie antworteten ja doch nicht.

Sie hatte sie um Binden gebeten, bekam aber keine. Und wenn die Menstruation am heftigsten war, reichte das Toilettenpapier nicht, und sie hatte nichts zum Wechseln.

Sie hatte um eine Zahnbürste gebeten, aber auch die bekam sie nicht, und das bedrückte sie. Sie massierte stattdessen das Zahnfleisch mit dem Zeigefinger und versuchte die Zwischenräume zu reinigen, indem sie Luft hindurchpresste, aber das

reichte nicht. Und sie atmete in die hohle Hand und konnte riechen, wie ihr Atem immer schlechter wurde.

Eines Tages zog sie aus der Kapuze ihrer Daunenjacke ein Stäbchen aus Nylon. Das war zwar steif genug, aber zu dick, um als Zahnstocher zu fungieren. Sie versuchte, ein Stück davon abzubrechen, und als ihr das gelungen war, begann sie das kürzere Stück mit ihren Schneidezähnen zu feilen. Pass bloß auf, dass kein Nylon zwischen den Zähnen steckenbleibt. Das bekommst du nie wieder raus, ermahnte sie sich.

Als sie zum ersten Mal nach einem Jahr alle Zahnzwischenräume hatte reinigen können, erfüllte sie große Erleichterung. Dieses Stäbchen war mit einem Mal ihr kostbarster Besitz. Auf ihn und den Rest des Plastikstäbchens musste sie gut aufpassen.

Die Stimme sprach zu ihr einige Zeit, bevor sie damit gerechnet hatte. Sie war an ihrem dreiunddreißigsten Geburtstag mit dem Gefühl aufgewacht, dass es noch immer Nacht sein könnte. Und sie saß auf dem Boden und starrte hinauf zu den Spiegelscheiben. Es mochten Stunden gewesen sein, in denen sie überlegte, was jetzt wohl passieren würde. Sie hatte Fragen und Antworten bis ins Unendliche durchdacht. Hin und her hatte sie Namen und Handlungen und Gründe bewegt, aber sie wusste noch immer nicht mehr als vor einem Jahr. Vielleicht war es etwas mit dem Internet. Vielleicht handelte es sich um ein Experiment. Der Versuch eines Wahnsinnigen, der nachweisen wollte, was der menschliche Organismus und die menschliche Psyche auszuhalten imstande sind.

Aber sie hatte nicht die Absicht, in einem solchen Experiment zu unterliegen.

Als die Stimme kam, war sie nicht darauf vorbereitet. Noch hatte der Magen keinen Hunger angekündigt. Sie erschrak, als die Stille plötzlich durchbrochen wurde.

»Glückwunsch, Merete«, sagte die Frauenstimme. »Glückwunsch zu den dreiunddreißig Jahren. Wir sehen, es geht dir

gut. Du bist in diesem Jahr ein braves Mädchen gewesen. Die Sonne strahlt.«

Die Sonne! Oh Gott, das wollte sie nicht wissen.

»Hast du über die Frage nachgedacht? Warum wir dich wie ein Tier im Käfig gefangen halten? Warum du das hier erdulden musst? Merete, bist du zu einer Lösung gekommen, oder müssen wir dich wieder bestrafen? Was wirst du bekommen: ein Geburtstagsgeschenk oder eine Strafe?«

»Gebt mir irgendeinen Anhaltspunkt!«, rief sie.

»Merete, du hast das Spiel ja überhaupt nicht begriffen. Nein, du musst schon allein darauf kommen. Wir schicken dir jetzt die Eimer herein, währenddessen darfst du darüber nachdenken, warum du hier bist. Wir haben dir übrigens ein kleines Geschenk dazugelegt, von dem wir hoffen, dass du es brauchen kannst. Du hast für die Antwort nicht mehr viel Zeit.«

Nun hörte sie zum ersten Mal deutlich den Menschen hinter der Stimme. Das war gar keine junge Frau. Die Aussprache deutete auf eine gute Schulbildung vor sehr langer Zeit.

»Das ist kein Spiel«, rief Merete. »Ihr habt mich entführt und mich eingesperrt. Was wollt ihr denn? Wollt ihr Geld? Ich weiß nicht, wie ich euch helfen kann, Geld aus dem Fonds zu bekommen, wenn ich hier festsitze. Könnt ihr das nicht verstehen?«

»Weißt du was, mein Mädchen«, sagte die Frau. »Wenn es hier um Geld ginge, dann würde sich der Fall doch anders darstellen, meinst du nicht?«

Dann war das Pfeifen der Schleuse zu hören, und der erste Eimer kam. Sie zog ihn an sich und zermarterte dabei ihr Gehirn, was sie sagen konnte, um Zeit zu gewinnen.

»Ich habe in meinem Leben nichts Böses getan, ich verdiene das nicht, versteht ihr?«

Wieder war das Pfeifen zu hören, dann erschien der zweite Eimer in der Schleuse.

»Du kommst dem Kern der Sache schon näher. Aber ich kann dir sagen: Doch, du verdienst das ganz sicher.«

Sie wollte protestieren, doch die Frau kam ihr zuvor. »Sag jetzt besser nichts mehr, Merete. Du bist dir kein guter Anwalt. Schau stattdessen mal in den Eimer. Du freust dich doch sicher über dein Geschenk?«

Merete nahm den Deckel so langsam ab, als erwartete sie darunter eine Kobra mit gespreiztem Nackenschild, bereit zum Angriff. Aber was sie sah, war schlimmer.

Es war eine Taschenlampe.

»Gute Nacht, Merete. Schlaf gut. Du bekommst jetzt noch ein bar Überdruck mehr. Mal sehen, ob das deinem Gedächtnis auf die Sprünge hilft.«

Erst war das Pfeifen von der Schleuse zu hören, dann kam der Duft der Umgebung. Parfüm und Erinnerungen an Sonne.

Und dann kehrte die Dunkelheit zurück.